

Abb. 1. Blick auf die Genovefahöhle von SW.

## Die Genovefahöhle bei Trier als alte Wohnstätte<sup>1</sup>

Von Dr. Paul Steiner, Trier.

(Mit 4 Abbildungen.)

Unter der Überschrift „Die Genovefahöhle bei Cordel“ gab Peter Zepp, Bonn, eine knappe Unterrichtung in einem Beitrag „Höhlen der Eifel“ im 4. Naturschutzheft des Nachrichtenblattes für rheinische Heimatpflege, 4, 1932/33, Heft 9/10, S. 339. Darin lehnte er unsere schon vor Jahren veröffentlichte Auffassung, daß man sich in dieser Buntsandsteingebirgsnische (Abb. 1) Hütten und einen hohen terrassenartigen Einbau zu ergänzen habe (Abb. 2)<sup>2</sup>, von der hohen Warte seines Ratheders als f. E. „gar nicht in Frage“ kommend glatt ab. Gründe, die ihn zu diesem, jeden Widerspruch ablehnenden Urteil veranlaßt haben, werden keine angeführt; auch erfährt der Leser nicht die Quelle, nach der unsere Auffassung so negativ beurteilt worden ist. Diese Quelle ist anscheinend, nach dem gegebenen Wortlaut zu urteilen, J. Steinhausen, Archäologische Karte der Rheinprovinz I 1. Halbbblatt, Textband, Ortskunde Trier—Mettenborn. (Bonn 1932. Dort sind S. 156f. die hier in Frage kommenden Schriften angeführt; ich brauche also hier darauf nicht einzugehen.) Seither habe ich nochmals über die Genovefahöhle im Eifelkalender 1931 (82—85 mit 2 Abb.) berichtet und unsere alte Auffassung von dem früheren Zustand begründet, schließlich unter Berücksichtigung der neuesten Funde auch noch im Trierischen Volksfreund vom 15. August 1931, Nr. 187, 1. Beilage (und, wie hier, vom 2. Dez. 1933).

Es wäre unseres Erachtens gut und zweifellos mehr im Interesse der Sache gewesen, wenn P. Zepp vorher an Hand dieser Schriften und, sofern ihm diese nicht ausreichten, durch eine Rückfrage bei uns seine Ansicht noch einmal durchgeprüft hätte; wir glauben der Meinung sein zu dürfen, daß sich eine Klärung und Angleichung der Auffassungen schließlich doch durch die Fundbelege, die wir aufzumeisen haben, ergeben haben würde. Es hätte sich auf jeden Fall vermeiden lassen, daß unser Heimatschrifttum

<sup>1</sup> Die Bezeichnung „Genovefahöhle“ scheint ganz jung zu sein. Ph. Schmitt, im Jahresbericht d. Ges. f. nützl. Forschgn. 1853, S. 23 u. 24 kennt nur „Bruderhöhle“. — Wir wählen die in der Handschrift des 15. Jhs. überlieferte Schreibweise Genovefa mit f. Vgl. G. Kente nich, Die Genovefalegende, ihre Entstehung und ihr ältester datierter Text. Trier, Jakob Link o. J. (1929), bes. S. 29 mit Faksimile S. 52. — Vgl. auch Bonner Jahrb. 15, 1850 S. 195 (Besprechung von Jac. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache durch R. Simrock).



mit dieser Kontroverse belastet wurde. Daß das nicht geschehen, ist nur zu bedauern. Das verpflichtet uns nun zur Stellungnahme. Zu begrüßen ist es, daß uns dadurch die Gelegenheit gegeben wird, in der Trierer Zeitschrift über diese, für die frühe Heimatgeschichte wichtige Siedlungsstätte zu berichten, was bisher noch nicht geschehen konnte.

### Die Einbauten in der Genovefahöhle.

Die in älteren Schriften schon angeführten Beweismarkale für unsere Annahme eingebauter Hütten — eine an sich in der Welt bekanntlich gar nicht ungewöhnliche Erscheinung — sind neuerdings noch um weitere vermehrt worden. Wenn wir Hütten und nicht nur „Schutzdächer gegen eindringendes Sickerwasser“ oder als Windschutz“, die P. Zepp allenfalls als möglich zulassen will, angenommen haben, so waren wir dazu berechtigt auf Grund der Felseinarbeitungen. Bestätigung brachten Funde von verbrannten Lehmbrocken mit Abdrücken von Hölzern. Dieser



Abb. 2. Schnitt durch die Genovefahöhle. Idealbild<sup>2</sup>.

so. Stangenlehm stammt unverkennbar von lehmeworfenen, aus Stangenholz und Flechtwerk hergestellten Hüttenwänden her, wie er als besonderes Merkmal von manchen vorgeschichtlichen Wohnplätzen bekannt ist. Aus dem Umstand, daß die Lehmpanen ziegelrot gebrannt sind, geht hervor, daß das Bauwerk einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen ist. Nur hierdurch wird die Feststellung von Hütten aus lehmeworfenem Holzflechtwerk, (das vermutlich in Fachwerkrahmen saß), überhaupt erst möglich; denn Lehm von nicht verbrannten Hütten aufzufinden, darf man kaum je erwarten, da solcher nicht im Feuer gehärteter Lehm in der Bodenfeuchtigkeit sich auflöst und sich verliert. So war es außer den Einarbeitungen im Fels diese sonst alles vernichtende Feuersbrunst, die das Vorhandensein von Hütten in der Genovefahöhle mit Sicherheit erschließen ließ.

Dazu treten nun als weiterer Beweis die sehr reichlichen Siedlungsfunde, auf die noch zurückzukommen sein wird. Daraus ist notwendig auf eine intensive Ausnützung der „Höhle“ als Siedlungsraum durch mehrere und nicht zu kurze Zeiträume hindurch zu schließen. Das ist aber ohne künstlichen Schutz gegen Kälte und Wind undenkbar; der weite Raum der breit und hochgeöffneten Grotte bietet ihn in keiner Weise: also war es nötig, Behausungen einzubauen, die den Ansprüchen, die selbst einfachste Leute an ein Unterkommen auf Dauer stellen müssen, genügten.

<sup>2</sup> Vgl. schon Eifelvereinsblatt Jhg. 15, 1914, 133 (P. Steiner, Die „Hochburg“). — Trierer Jahresbericht XII 1923 S. XIV mit Abb. 2. Diese von Reg.-Baumeister Hans Lehmann gezeichnete Schnittansicht, die auf eine durch Baurat Krenker auf meine Veranlassung hergestellte Buntstiftzeichnung zurückgeht, sollte veranschaulichen, wie man sich die Einbauten etwa vorstellen dürfte. Sie will kein Wirklichkeitsbild geben. (Wieder abgedruckt bei J. Steinhäusen, Archäol. Karte S. 158, und auch sonst.) Eine exakte Vermessung aller Fels Spuren muß immer wieder gefordert werden.

<sup>3</sup> Es muß hierzu bemerkt werden, daß die im Buntsandstein ausgewaschene Höhle oder besser gesagt: Grotte völlig trocken und genügend gegen Regeneinfall durch das weit vorspringende Felsdach geschützt ist. Vgl. Abb. 4.



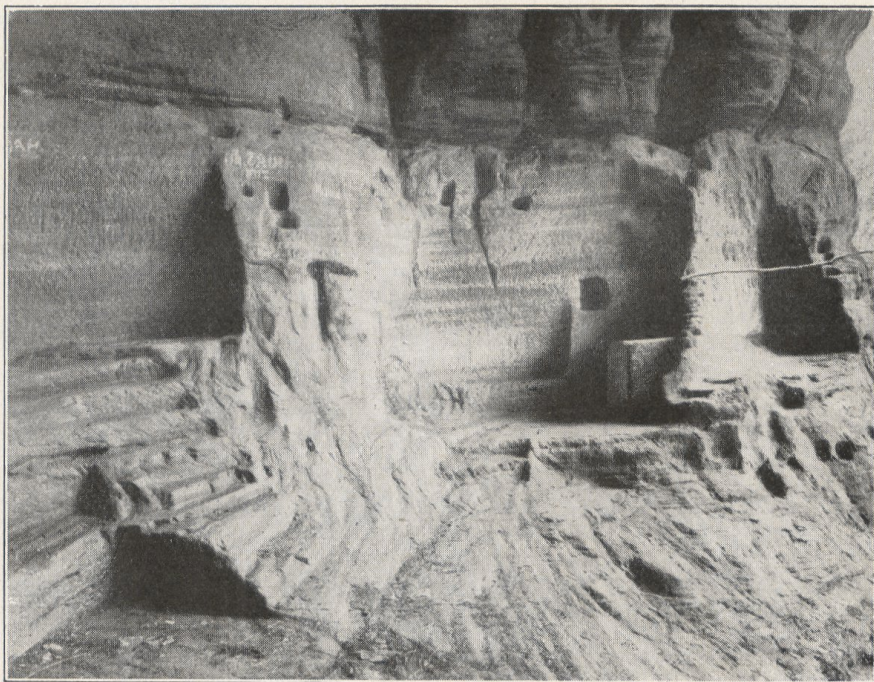


Abb. 3. Blick auf die östliche Seite der Genovesahöhle.

Betrachtet man nicht allzu oberflächlich die Felswände (Abb. 3 u. 4)<sup>4</sup>, so findet man auch bald Stufen, Bänke, Absätze aller Art, Lager für Balken und Stützen und dergleichen mehr, die da heraus- und hineingearbeitet sind, und woraus ein gestaltungsfähiger Geist mit einiger Phantasie die Bauwerke, deren Teil das alles ehemals war, wiedererstehen lassen kann. Freilich ist das nicht immer ganz leicht, auch nicht jedem gegeben. Man muß sich schon Mühe geben, die vielen durcheinanderlaufenden und sich störenden, überarbeiteten und im Lauf der Zeit verwischten Spuren von Menschenhand alle zu erkennen und zu verfolgen, zu trennen und zu verbinden. Natürlich dürfen wir auch nicht erwarten, ein Bild des ehemaligen Zustandes voll und ganz wiederzugewinnen. Dazu reichen einerseits die Spuren nicht aus, andererseits sind ihrer zu viele, aus verschiedenen Zeitabschnitten, von Bauwerken, die ersichtlich nie zu ein und derselben Zeit dagestanden haben. Schon die Bilder (vgl. besonders Abb. 3) lassen sehr deutlich einige aus den Felswänden herausgehauene Winkel erkennen, die heute „offen“ vor uns liegen, d. h. ohne anschließende Wände, ohne die sie sinnlos sind, da sie nur ehemals geschlossenen Räumen angehören können. Diese Restteile von Räumen sind natürlich nicht in die Luft hinein zu ergänzen, sondern auf einer heute nicht mehr vorhandenen Basis, die ebenfalls künstlich aus Hölzern eingebaut war. Darüber sind die Lager für Sparren und Balken, welche Böden, Decken und Dächer bildeten, noch erhalten. Alle diese mit scharfen Metallwerkzeugen, wenn auch nicht immer kunstgerecht eingearbeiteten Vorrichtungen sind jüngerer Entstehung, vielleicht sogar allerjüngster Zeit zuzuschreiben, keinesfalls früher als aus römischer Zeit. Darüber jetzt schon Weiteres zu entscheiden, ist nicht möglich.

#### Der Zugang.

Der Zugang zu dem hochgelegenen Boden der „Höhle“ (die Treppe ist jung, vgl. Anm. 5), muß ehemals nicht ganz leicht gewesen sein. Nur gute Kletterer konnten hineingelangen, aber selbst diese wohl schwerlich ganz ohne Hilfe. Man muß sich nämlich die heute am Fuße der Höhle sich aufstürmende hohe Halde zu einem großen Teil fortdenken, besteht sie doch im wesentlichen aus Abraum mit Kultureinschlüssen aus der

<sup>4</sup> Die Abbildungen nach Aufnahmen von Deuser, Die Denkmalpflege XIV, 1912, Nr. 10, S. 77—79 = Trierische Heimatblätter Jhg. 1, 1922, Nr. 9, S. 134, Abb. 2, 3 u. 4 (P. Steiner, Höhlen bei Trier). Abb. 3 aus Eifelkalender 1931, S. 82. Vgl. auch die Abb. 22 bei P. Zepp a. a. O. S. 339.



„Höhle“ nebst deren sicher oft zerstörten und zerfallenen und dann wiederaufgerichteten Einbauten. Die langwährenden und dichten Siedlungen, die wir hier annehmen müssen, werden eine Menge Abfall, der restlos natürlich „vor der Tür“ abgelagert wurde, hinterlassen haben. Ohne diese im Lauf der Zeit erst angelagerte Schutthalde ergibt sich für die älteren Zeiten der Besiedlung, die bis in die Steinzeit hinaufreichen, eine fast senkrechte und glatte Wand von beträchtlicher Höhe, die ohne Hilfsmittel, Steigbäume, Leitern oder Stricke, schwerlich überwunden werden konnte. Aber gerade das verlieh dieser Wohnstätte einen ganz besondern Wert, der darin lag, daß diese Schwerzugänglichkeit gegen eine überrumpelung durch feindselige Menschen und wilde Tiere zuverlässigen Schutz gewährte. Der Raum, den die Höhle bot, war von Anfang an bei ihrer nur bankartig schmalen Bodenfläche wohl nicht sehr groß, immerhin aber zur Unterbringung einiger Hütten und Schlupfwinkel ausreichend. So darf man es sich für die vorgeschichtliche Zeit vorstellen. Später ging man dazu über, den nötigen Platzbedarf aus dem Fels herauszuarbeiten. Das geschah bis in neueste Zeit hinein<sup>5</sup>. Auch Ausbauten auf Schrägstützen lassen sich noch erschließen. Dennoch scheint der Raum eines Tags nicht mehr ausgereicht zu haben und deshalb auf einfache Weise erweitert worden zu sein. Aus senkrechten Felschlitzen nämlich in der Wand rechts und links von der jetzt hinaufführenden Treppe (vgl. Abb. 4) ist zu schließen, daß hier quergelegte lange Balken oder Stämme übereinander mit den Köpfen eingelagert und zu einer Wand aufgeschichtet waren. Diese Schlitze sind keineswegs Arbeit von geschulter Hand, vielmehr recht roh und unregelmäßig ausgehauen. Aber deswegen brauchen sie doch nicht sehr alt zu sein. Man wird sie vielmehr als behelfsmäßige Leistung von in der Steinmetzarbeit ungelernten Siedlern ansehen und beurteilen dürfen. Die untersten Enden der Schlitze setzen erst auf der Höhe der 7. Stufe der heutigen Felsstreppe mit einem vierkantigen Balkenkopflager an. Hier war also ehemals der Fuß der Balkenwand. Ob er bei der Anlage auch schon so hoch über der Halde lag, oder ob diese inzwischen durch Abwaschung abgesackt ist, läßt sich nicht sagen. Den Spuren nach zu urteilen, stand die Wand nicht ganz senkrecht, sondern etwas nach rückwärts geneigt. Trotzdem muß ein Ersteigen ohne Hilfsmittel ausgeschlossen gewesen sein.

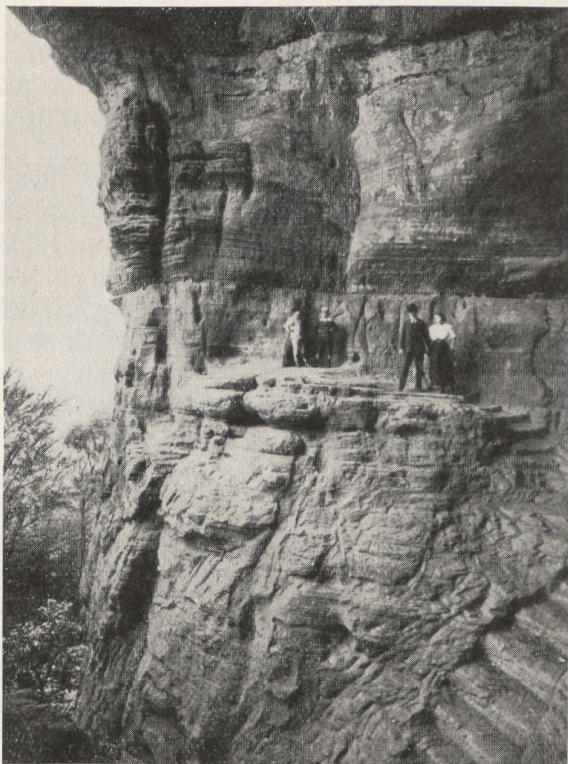


Abb. 4. Blick auf die westliche Seite der Genovefahöhle.

Auf der vorgezeichneten Wand lagerte, wie angenommen werden muß, ein Boden aus Balken und Bohlen, der den Naturboden der Felsgrotte um ein gutes Stück erweitert, gewissermaßen „vorgeschuht“ hat und nun für ein ganzes engzusammengedrängtes Dörflein Platz bot, wie es Abb. 2 andeuten will.

Ist diese Annahme richtig, und daran ist wohl nicht zu zweifeln, so ist damit zugleich eine Art von Befestigung wieder erschlossen, eine Siedlung über einer

<sup>5</sup> Wie mir Herr Peter Lang aus Biewer mitteilte, hat der jetzt längst verstorbene Steinbrecher Barthel Klinkhammer ihm vor etwa 30 Jahren erzählt, daß er als junger Mann geholfen habe, die rundlaufende Steinbank in der Genovefahöhle zu hauen. Auch die Treppe mit ihren 26 Stufen mag damals entstanden sein, — ihr Aussehen spricht entschieden dafür und die älteren Berichterstatter erwähnen sie nicht. Durch diese jüngeren Eingriffe in den Bestand der Felswände müssen manche Spuren der alten Anlagen verwischt worden sein.



unnahbar hoch gelegenen und viele Meter hohen, festungsmauerartigen Wand, die fast unangreifbar gewesen sein muß. Die Verteidigung war leicht, sofern ein Angriff über die hohe, steile Halde und die darüber wie eine Bastion hochaufragende Holzbalkenwand überhaupt denkbar ist. Selbst eine überrumpelung ist kaum vorstellbar. Und doch scheinen, wenigstens in der Zeit nach Erfindung des Schießpulvers, hier Kämpfe stattgefunden zu haben. Es darf das geschlossen werden aus Bleistücken, die man vielfach fand; offenbar sind es Geschosse, die sich an den Felswänden plattgeschlagen haben, Flintenkugeln verschiedener Kaliber. Daß sie etwa von Jägern stammen, ist kaum anzunehmen, denn dafür ist ihre Menge unter den Fundstücken vergleichsweise schon jetzt zu groß. Man kann sich nicht recht vorstellen, was für ein Wild gerade hier vor der kahlen Höhle immer wieder mit Kugelbüchsen gejagt sein könnte. Ein Niederbrennen der Hütten, wie es aus den ziegelrot verglühten Lehmbrocken erschlossen wurde, ließe sich ebenfalls aus einer kriegerischen Handlung zwanglos erklären, ohne damit eine zufällige Feuersbrunst auszuschließen. Einen „Schießstand“ wird niemand annehmen wollen.

### Die Funde.

Daß die Besiedlung der Genovesahöhle zeitweilig, wie oben angedeutet, eine recht dichte gewesen sein muß, wird nun bestätigt, beleuchtet und erläutert durch die vor der Höhle aufgefundenen Fundstücke, vor allem die Topfscherben. Sie haben mittlerweile an Menge und Mannigfaltigkeit sehr zugenommen und füllen jetzt bereits eine ansehnliche Reihe von Zigarrenkistchen<sup>6</sup>.

Die Topfscherben ermöglichen es uns, vier große Zeiträume zu erschließen, während derer hier Menschen gehaust haben, in vorrömischer, römischer, mittelalterlicher und neuerer Zeit. Für jede dieser sich klar herauschälenden Zeitgruppen ließe sich schon jetzt an Hand der Fundmengen eine relative Berechnung der Dauer der jeweiligen Besiedlung und auch wohl der Kopfzahl der Einwohner anstellen. Sach- und fachkundige Ausgrabungen in dem Hang vor der „Höhle“ (die Funde erstrecken sich bis zum nahen Rutbach hinab) würden das jetzt erst nur in groben Umrissen klare Siedlungsbild voraussichtlich schnell deutlicher und schärfer herausarbeiten, wenn auch wohl kaum wesentlich verändern. Immerhin darf mit neuen wichtigen Erkenntnissen hinsichtlich unserer Siedlungskunde gerechnet werden, denn es dürfte nicht zweifelhaft sein, daß die Ablagerungsschichten sich im Wesentlichen klar und unberührt, so wie sie sich im Laufe der Jahrtausende dort absetzten, erhalten haben.

1. Die früheste Benutzung dieser Stätte durch den Menschen verraten vereinzelte Feuersteinstückchen und -geräte. Unter diesen wird wenigstens eins schon der ausgehenden ältern Steinzeit zugewiesen<sup>7</sup>. Andere Splitter werden der mittleren und der jüngern Steinzeit angehören. Vorläufig beweisen sie jedoch nichts mehr, als daß schon in jener Frühzeit der Mensch hier gewohnt hat — ob auf längere Dauer und in welcher Anzahl, das bleibt zunächst noch dunkel. In diese Fragen können erst sorgfältige Spatenuntersuchungen Licht bringen, denn es ist zu erwarten, daß die Ablagerungen aus dieser Zeit zu unterst in der Erde liegen.

Die andern recht zahlreichen, aber noch ziemlich ausdruckslosen prähistorischen Funde lassen eine genauere zeitliche Umreißung und Gliederung der vorrömischen Siedlungsperioden noch nicht zu: im wesentlichen kommt hier wohl nur die Eisenzeit, besonders die Latènezeit, in Frage.

2. Für die römische Zeit stellt sich heraus, daß unter der reichlichen Zahl von Topfscherben die älteren ganz fehlen. Nur spätrömische aus dem Ausgang des 3., mehr noch aus dem 4. Jh. n. Chr. wurden bisher eingebracht.

3. Das Mittelalter setzt deutlich und nicht knapp mit der spätfränkischen Zeit, der karolingischen, ein, vor allem ist deren Spätzeit, das 9. Jh., nachzuweisen.

<sup>6</sup> Die Auffammlung der Fundstücke wird zum größten Teil der glücklichen Finderhand des jetzigen Studenten der Theologie Theo Kempf aus Trier verdankt. — Bei der Beurteilung und Datierung, vornehmlich der jüngeren Scherben, ließ ich mich vom Kollegen Dr. Hufsong beraten.

<sup>7</sup> Dem Aurignacien nach R. R. Schmidt: Römisch-germanisches Korresp.-Blatt 2, 1909, 40.



Auf das 11. Jh. scheinen einige spärliche Zeugnisse hinzudeuten. Reichlicher ist dann das 12. Jh., mehr noch das 13. Jh. vertreten.

4. Es folgen Belege aus dem ausgehenden Mittelalter und aus der neueren Zeit mit mancherlei schwerer zu datierenden Scherben.

Diese Zeitabgrenzungen werden mit allem durch die Fundverhältnisse gebotenen Vorbehalt gegeben und müssen, vorerst noch, entsprechend gewertet werden. Aber das kann schon jetzt, allein auf Grund der Fundmenge (die ja einstweilen nur, durch Tagwasser freigespült, vom Boden auf gelesen, nicht durch zielstrebige Grabung gewonnen wurde) gesagt werden, daß hier nicht bloß gelegentlich Einsiedler (von denen der ältere für unsere Höhle bezeugte und noch bis wenigstens Mitte des vorigen Jahrhunderts allein geltende Name „Bruderhöhle“ sich zweifellos herleitete) ihr karges Leben fristeten<sup>8</sup>, sondern, daß hier durch längere Zeiträume hindurch mehr oder weniger zahlreiche Menschen gelebt haben.

### Die Besiedlung.

Die so erschlossene, aus einer mehr oder weniger großen Ansammlung von Holz- und Reifighütten bestehende Siedlung ist, wie die Funde weiter lehren, nicht ständig benutzt gewesen; man hat vielmehr mit größeren Unterbrechungen zu rechnen. Die nach Zeiten scharf geschiedenen Fundgruppen und der Vergleich mit andern Höhlenwohnungen dieser Art legen die Annahme nahe, daß es Zeiten der Not und der Gefahr waren, die zum Selbstharmen an diesem Platze Veranlassung gaben: etwa die Germaneneinfälle im 3. und 4. Jh. n. Chr., die Normannenstürme am Ende des 9. Jahrhunderts, die unruhigen Zeitläufte des 13. Jhs., der dreißigjährige Krieg im 17., die Kriegszüge der Franzosen im 18. Jahrhundert. Das Buchenloch bei Gerolstein, der Kartstein bei Eiserfey u. a. bieten ein ähnliches Bild des Besiedlungsverlaufs auf Grund ihrer Fundbelege.

Es läßt sich auch noch ein anderer Anlaß zur Siedlung in der Höhle als möglich anführen: Nicht sehr weit von hier nach Westen, im Quellgebiet des Kultbachtals, liegen große verlassene, anscheinend sehr alte Sandsteinbrüche. Die Werksteine für die Porta nigra mögen hier schon gebrochen worden sein<sup>9</sup>. Jedenfalls muß hier einmal eine sehr ausgiebige Industrie geblüht haben. Da scheint mir der Gedanke doch nicht so ohne weiteres von der Hand gewiesen werden zu dürfen, daß während des Be-

<sup>8</sup> J. Steininger, Geschichte der Trevirer unter der Herrschaft der Römer, 1846, S. 77, hält Einsiedlerbehausung an dieser Stätte bereits für das 6. Jh. n. Chr. für möglich, unter Hinweis auf die *Gesta Trevirorum*, Cap. 37. — Für die ältere Zeit denkt er an eine Benutzung als „Druidenhöhle“. Zu einer solchen Bestimmung würde — abgesehen von den vielen Scherben von täglichem Gebrauchsgeschirr — die in ganzer Breite offene Gestalt der Gebirgsnische, die für mystische Handlungen in düstern Räumen, wie sie der Druidenkult liebte, keine Möglichkeiten bietet, doch wohl recht wenig sich eignen. — Wenn W. Deuser a. a. O. S. 77 hier eine „Naturkirche aus der Völkerwanderungszeit“ sehen zu können glaubte und eine blockartige Felsbearbeitung (vgl. Abb. 3, unter dem linken Ende des Stabes in der r. Bildmitte; es ist wohl ein Herd aus jüngerer Einsiedlerzeit) als „christlichen Altar zur Zeit der Christenverfolgung oder der Völkerwanderung“ anspricht, so ist das in keiner Weise an Hand der Tatsachen zu begründen.

<sup>9</sup> Die Lage der für die Porta nigra ausgewerteten Steinbrüche ist noch nicht bestimmt und auch nicht leicht anzugeben. Erst die Auffindung von Steinmeßzeichen gleich denen an der Porta nigra würde m. E. hier die Entscheidung bringen können. Für einen alten Steinbruch beim Altenhof oder den am „Römersfels“ bei Cordel entschied sich der sehr kundige frühere Landesgeologe Grebe (Einige Mitteilungen über das Baumaterial der Porta nigra und andere römische Bauwerke, sowie der römischen Montan-Industrie im Trierischen Lande, Trier. Chronik 11, 1915, 90—93 nach Trier. Zeitg. v. 9. März 1895), — für einen andern beim „Ritzchensloch“ oder einen solchen bei der „Ameisenkaule“ war v. Wilimowsky (Die römischen Steinbrüche im Pfälzeler Wald. Jahresbericht d. Ges. f. nützl. Forschgn. f. 1855, 18ff) eingetreten, was Grebe ablehnte. Beide Gelehrten aber stimmen wenigstens darin überein, daß nur der Buntsandstein des Cordeler Waldes dafür in Frage komme. Den von mir angeführten Steinbruch scheinen sie gekannt zu haben.



triebs der Steinbrüche — ganz gleich, ob das in römischer oder in späterer Zeit war — in der Genovefahöhle eine Kolonne von Arbeitern mit ihren Familien sich festhaft gemacht habe, bot sich doch eine gute und sehr geschützte Gelegenheit dazu.

Es ist wohl auch zu beachten, daß nicht allzufern von hier ein anscheinend schon sehr alter Fernweg vorbeizog, eine Verbindung nach Südosten zur Mosel bei Pfalzel einerseits und nach Nordwesten zu dem alten Höhenweg durch die Eifel zum Niederrhein (Köln) andererseits<sup>10</sup>.

Auch die „Langmauer“ stößt mit ihrem äußersten Zipfel bis dicht an diese Gegend heran<sup>11</sup>.

### Aufgangssicherung für die Hochburg?

Und noch ein weiteres ist hier von Belang: über der Genovefahöhle beginnt das Gebiet der „Hochburg“, einer wohl schon vorgeschichtlichen, aber sicher auch noch im Mittelalter benutzten Befestigung<sup>12</sup>. Zu ihr hinauf führt der einzige Zugang von dieser Südseite her unmittelbar an der Höhle vorbei in steilem und beschwerlichem Aufstieg empor. Es war hier also die gegebene Stelle für eine Vorsicherung und Wegsperre. Schon ein kleiner Wachtposten auf der hohen Plattform der Höhle vermochte den Ausgang durchaus zu beherrschen und abzuriegeln. Was liegt also näher, als an dieser Stelle am Anfang des Aufstiegs einen solchen Sperrposten anzunehmen? Das dürfte für jede Zeit, in der die Hochburg als Burg benutzt worden ist, Geltung gehabt haben. Auf alle Fälle muß auch vorausgesetzt werden, daß zur Hochburgzeit wenigstens eine Gelegenheit zur Unterbringung von Volk, wie sie sich hier in der Genovefahöhle so außerordentlich günstig bot, auf das gründlichste ausgenützt worden ist, was wir auch für die vielen andern Höhlen rings um den Hochburgfelsen annehmen müssen.

Fassen wir zum Schluß das Gesagte nochmal zusammen, so ist folgendes festzustellen: In der Genovefa- oder benennen wir sie richtiger wieder Bruderhöhle ist die Stätte alter Höhlensiedlungen von verschieden großen, zeitweise nicht unerheblichen Ausmaßen zu erkennen. Sie hat zu einer gewissen, aber nicht recht bestimmbareren Zeit burgartigen Charakter gehabt. Ihre gründliche fachgemäße Erforschung ist vielversprechend und gehört ganz bestimmt zu den wertvollsten und schönsten Aufgaben unserer Heimatforschung, die sich das neue Reich im besondern Maße angelegen sein läßt. Möge es bald dazu kommen!

<sup>10</sup> Vgl. Trier. Ztschr. 1, 1926, 125ff. (P. Steiner, Moselübergang und Gründung Triers.) Mit Kartenausschnitt.

<sup>11</sup> J. Steinhausen, Die Langmauer bei Trier und ihr Bezirk. Trier. Zeitschr. 6, 1931, 41—79, mit Plan.

<sup>12</sup> J. Steinhausen, Archäol. Karte a. a. O. S. 164f. mit Plan Abb. 19 und Schriftenangabe. — P. Steiner, Vorzeitburgen des Hochwalds (1932) S. 10. Bild 4a und 4.